Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 579. Berlin, Montag, den 14. November 1892. XXI. Jahrgang.

□ Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Diese Woche gehört für uns dem preußischen Landtage. Die Thronrede, welche diesmal nicht vom König selbst verlesen wurde, eröffnete wenig trostreiche Aussichten in Bezug auf die finanzielle Lage des preußischen Staates. Das Geschick des Herrn Miquel hatte nicht ausgereicht, um das drohende Gespenst des Defizits von uns fernzuhalten — und wenn es das Kriterium eines guten Finanzministers ist, daß er versteht, ohne allzuschwere Belastung des Steuerzahlers das Gleichgewicht in den Staatsfinanzen aufrecht zu erhalten, so muß man gestehen, daß der Nachfolger des Herrn von Scholz nicht zu den Männern gehört, denen man ohne weiteres das schmückende Beiwort eines glücklichen Finanzwardeins zuerkennen darf. Noch liegt das preußische Budget nicht vor, aber in zahlreichen offiziösen Kundgebungen werden wir auf einen Fehlbetrag von erschreckender Höhe vorbereitet, und die von der Thronrede eingestandene Thatsache, daß auch der Betrieb der Staatseisenbahnen ein Defizit gegen den Voranschlag von 42 Millionen aufzuweisen habe, ist nicht dazu angethan, die Brust des Staatsbürgers hoffnungsfreudig zu schwellen. Unter diesen Umständen ist es für die Volksvertretung nicht leicht, unbefangen an die Prüfung des neuen Steuerbouquets heranzutreten, das Herr Miquel gleich bei der Landtagseröffnung ihr zu Füßen gelegt hat.

Im Prinzip freilich ist die Miquel'sche Lehrmeinung: dem Reiche die indirekten, dem Staate die direkten, den Gemeinden und Kommunalverbänden die Realsteuern, von einer durchaus verführerischen Einfachheit, und gälte es nur, sich über das Prinzip zu verständigen, so würde der Finanzminister seine Pläne von einer imposanten Mehrheit bewilligt sehen. Aber wie zwischen Lipp' und Bechersrand der Weg noch weit und gefahrumwoben ist, so erscheint auch der Pfad, der von der Theorie zur rauhen Praxis der Steuerzahlung führt, unwegsam und klippenreich. Schon gleich bei der ersten Prüfung der Vorlagen und der ihnen beigegebenen Begründungen erkannte man ohne Schwierigkeit, daß das schmückende Beiwerk, mit welchem der Finanzminister seine neuen Ansprüche an den Geldbeutel der Steuerzahler verbrämte, eitel Flitter und Tand ist. Nähme man die Ausführungen der Motive zu den Steuervorlagen für baare Münze, so wäre ein lediglich fiskalisches Interesse bei diesen Entwürfen ausgeschlossen, und der Standpunkt ausgleichender Gerechtigkeit hätte als der allein ausschlaggebende Faktor zu gelten. Allein eine auch nur oberflächliche Prüfung des Inhalts der Vorlagen ergab sofort, daß in Wahrheit eine Begünstigung der agrarischen Interessen auch hier das A und das O der neuen Steuerweisheit ausmachte. Und die Art und Weise, in welcher man dem Wunsche nach einer stärkeren Belastung des fundirten Einkommens im Verhältniß zum unfundirten nachgekommen war, mochte manchem der Betroffenen den Gedanken nahe legen, daß es besser gewesen sein würde, derartigen Ueberzeugungen keine Worte geliehen zu haben, als sie in dieser Weise einseitig in die Praxis übergeführt zu sehen. Allerdings muß das objektive Urtheil gestehen, daß der Finanzminister sich mit viel diplomatischem Geschick an die Aufgabe gemacht hat, eine steuerpolitische Quadratur der Cirkels zu lösen: Um nämlich den Agrariern den Gedanken einer Vermögenssteuer, die er schamhaft „Ergänzungssteuer" nennt, einigermaßen schmackhaft zu machen, sucht er sie durch den Erlaß der Grundsteuer zu ködern, deren Rückzahlung er nur für diejenigen Güter vorschreibt, welche seit dem Jahre 1861 nicht veräußert worden sind. Er bietet ihnen also ein einmaliges großes Geschenk im Austausch gegen eine anscheinend kleine, wenn auch perennirende Belastung. Da nun die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses zur Zeit aus Konservativen und Agrariern besteht, so ist es nicht unmöglich, daß dieses Kunststück hinreicht, um den Vorschlägen des Herrn Miquel Gesetzeskraft zu verschaffen. Immerhin wird er sich auch hier darauf gefaßt machen müssen, eine ganze Reihe vexatorischer Bestimmungen, welche den Steuerzahler zwingen sollen, sich gewissermaßen vor den Behörden zu entkleiden, aus dem Entwurfe ausgemerzt zu sehen. Die Vertreter des Freisinns im preußischen Landtage, die ja leider nur in sehr geringer Zahl vorhanden sind, werden es sich angelegen sein lassen müssen, in einem von Anfang an wenig aussichtsvollen Kampfe dem Finanzminister das Terrain wenigstens Schritt für Schritt streitig zu machen. Auf einen Sieg ihrer steuerpolitischen Grundsätze werden sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum zu hoffen haben.

Diese steuerpolitischen Sorgen treten in Preußen in einem Augenblicke auf, da man darauf gefaßt sein muß, auch das Reich durch neue Lasten beschwert zu sehen. Die Caprivische Militärvorlage lastet wie ein schwerer Alp auf der Brust der Staatsbürger. Auch hier versucht die Regierung durch ein eigenthümliches diplomatisches Verfahren zwischen den Parteien hindurchzulaviren. Der liberalen öffentlichen Meinung kommt man entgegen durch die thatsächliche Gewährung einer zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen. Den konservativen und reaktionären Strömungen, die an den Traditionen Kaiser Wilhelms I. unverbrüchlich festhalten, macht man dagegen ein Zugeständniß dadurch, daß man an der verfassungsmäßigen dreijährigen Dienstzeit nicht rüttelt und den Verzicht auf das dritte Dienstjahr nur als eine Erweiterung der bestehenden Einrichtung der Dispositionsurlauber hinstellt. So kommt es, daß die Konservativen durchaus bereit sind, für die geplanten ungeheuren Vermehrungen der Präsenzstärke einzutreten, während die Freisinnigen auf der anderen Seite über die Konzession der zweijährigen Dienstzeit gern quittiren möchten. Man hofft also, den einen Theil der Vorlage mit Hilfe der Liberalen, den anderen Theil mit Hilfe der Konservativen durchzudrücken — eine Rechnung, die nur dann ein Loch hat, wenn man des Centrums nicht sicher ist. Die Ultramontanen, denen sich in diesem Falle die Welfen, Polen und Elsaß-Lothringer angliedern, befleißigen sich noch einer zweideutigen Haltung. Der eine Theil der Führer giebt sich gern gouvernemental, der andere Theil möchte es nicht mit den demokratischen Massen verderben, die namentlich in Süddeutschland den Hauptbestandtheil der Centrumsbataillone bilden. Diese letzteren tragen eine gemäßigte oppositionelle Haltung zur Schau, die immer noch gestattet, im gegebenen Momente in das Regierungslager einzuschwenken. Das Faustsche Wort: „Was kannst du armer Teufel bieten?" dürfte auch hier, wie schon so oft, im entscheidenden Augenblick an die Herren am Bundesrathstische gerichtet werden, und von der darauf erfolgenden Antwort mag dann wohl der Ausgang eines Kampfes abhängen, der für die Zukunft der Geschicke des deutschen Reiches von noch kaum übersehbarer Tragweite zu werden verspricht. Unterliegt Graf Caprivi mit seinem Entwurfe, der von seinen Freunden in der Presse bisher herzlich ungeschickt vertheidigt wurde — man denke nur an die peinliche Verunglimpfung der Landwehr durch das vom Kriegsministerium redigirte Militär-Wochenblatt —, so ist die Auflösung des Reichstages gewiß. Hat diese Auflösung, wie vorauszusehen, eine Stärkung der Opposition zur Folge, so ist der General-Kanzler mit seinem Latein zu Ende, und Niemand weiß heute zu sagen, welches Programm und welcher Mann an seine Stelle treten werden.

Die entscheidende Gewalt, welche — man muß es eingestehen — in den Händen des Centrums liegt, schiebt dieser Partei eine um so schwerere Verantwortlichkeit zu, als es bekannt ist, daß man in vatikanischen Regionen in diesem Augenblicke dem deutschen Reiche und den mit ihm verbündeten Dreibundstaaten weniger wohlwollend als je gegenübersteht. Die Hinneigung des Papstes Leo XIII. zu Frankreich und seine den Ueberlieferungen des Gottesgnadenthums direkt widerstreitende Anerkennung der französischen Republik ist Thatsache. Nachdem man von Rom aus verschiedene andere Kombinationen zur Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft des Papstthums hat scheitern sehen, scheint die Kurie bemüht, den Mächten des Dreibundes, soviel es in ihrer Kraft steht, Schwierigkeiten im Innern zu bereiten.

So sehen wir, daß plötzlich in Ungarn ein Kirchenkonflikt sich zu erheben beginnt, welcher zunächst dem Ministerpräsidenten Szapary, der vor Kurzem erst noch vom deutschen Kaiser durch den Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet wurde, sein Portefeuille gekostet hat. Graf Szapary hat allerdings, seitdem er am Ruder sich befand, eine wenig glückliche Hand bewiesen. Die Art und Weise, in welcher er, wenn nicht die Krone, so doch das Ansehen der österreichisch-ungarischen Armee in der Affaire des Hentzidenkmals bloßgestellt, hatte einen Sturm der Entrüstung gegen ihn entfesselt, bei dem sich der Kaiser Franz Joseph in Uebereinstimmung mit den Führern der Opposition des ungarischen Reichstages befand. Die Opposition verübelte es dem Ministerpräsidenten, daß er eine Versöhnungskundgebung zwischen den Kämpfern von 1848 und der gemeinsamen Armee halte ins Werk setzen wollen, die man als eine Verleugnung der „gesetzlichen Revolution" Ungarns auffaßte, während der Monarch ihm ein Unternehmen nicht verzieh, in das er unbedachtsam sich hineingestürzt, ohne im Voraus des Sieges sicher zu sein. Man schämte sich aber auf beiden Seiten, den Nachfolger Tiszas aus dieser Ursache fallen zu lassen, und so bot der sich entspinnende Kirchenkonflikt erwünschte Gelegenheit, den Mann mit der unglücklichen Hand von der Leitung der Geschäfte zu entfernen. In Ungarn handelte es sich um die Einführung der obligatorischen Civilehe und um die Ordnung der Wegtaufenfrage, so genannt, weil die Geistlichen beider Konfessionen — des calvinistischen und des katholischen Bekenntnisses — einander beschuldigen, sich gegenseitig die Kinder aus den gemischten Ehen wider die Festsetzung des Gesetzes „wegzutaufen". Im Ministerium selbst war Graf Szapary vereinsamt, und so konnte es nicht Wunder nehmen, daß nach einer Krisis von nur wenig Tagen der Finanzminister Wekerle zur Leitung des Kabinets berufen würde, daß er fast alle Mitglieder des bisherigen Ministeriums an ihren Plätzen beließ, und daß die Krone schließlich jene Zugeständnisse an die öffentliche Meinung Ungarns machte, die sie vor Kurzem noch dem Grafen Szapary verweigert hatte.

Wie man sich im Vatikan zu dieser Wendung der Dinge stellen wird, bleibt abzuwarten. Es wäre jedenfalls ein merkwürdiger Gang der Ereignisse, wenn sich in der östlichen Reichshälfte des apostolischen Königs ein Kulturkampf entwickelte, während in der westlichen Hälfte der Papst vorurtheilsfrei genug ist, zum Schrecken aller Rassenantisemiten der Wahl eines Judensprossen zum Erzbischof von Olmütz seine Zustimmung zu ertheilen. Allerdings

---

Die Rantzau.

Oper in vier Akten nach Erckmann-Chatrian von Pietro Mascagni. Erstaufführung am Teatro alla Pergola zu Florenz am 10. November 1892.

[Nachdruck verboten.] Florenz, 11. November.

Die sonst so ruhige Medicäerstadt ist in fieberhafter Aufregung. Sämmtliche Hotels sind überfüllt, in den Straßen bewegen sich Fremde aus aller Herren Ländern. Man glaubt fast auf dem Kärtnerring in Wien zu stehen, wenn man Direktor Jahn in traulichem Gespräche mit Wilhelm Frey, dem Feuilletonisten des „Neuen Wiener Tagblatts" und anderen Wienern wandeln sieht. Von überall her sind sie gekommen, Musiker, Kritiker, Verleger, Theaterdirektoren, alle wollen dabei sein und aus eigener Anschauung urtheilen, ob der gefeierte Komponist der „Cavalleria rusticana" ein Musikgenie von Gottes Gnaden ist oder ob er nur einem glücklichen Wurfe seine Berühmtheit verdankt.

Der zweiten Oper Mascagnis „Freund Fritz" war es ja nicht beschieden, im Sturme die Bühnen zu erobern, und wenn wir auch bei der vorjährigen Première im Costanzitheater zu Rom (31. Oktober) zu den Wenigen gehörten, welche sofort von der entzückend schönen Musik hingerissen waren, ließ sich doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß der idyllische Vorgang im Hause des Fritz Kobus niemals hinlänglichen Stoff zu einer echten und rechten Oper bieten könne. Die Musik von „Freund Fritz" steht, wenn nicht über der Cavalleria, doch jedenfalls der sizilianischen Dorftragödie ebenbürtig zur Seite, aber die Theilnahme des Publikums wendet sich fast durchaus der armen verlassenen Santuzza und nur im geringem Maße der lieblichen Suzel zu. Mascagni betrachtete wohl selbst seinen „Fritz" als Entremet für die pièce de résistance seine neue vieraktige Oper: „Die Rantzau."

Um es gleich auszusprechen, diese neueste Schöpfung des Livorneser Meisters bedeutet einen vollen Sieg der modernen italienischen Oper, und Mascagni hat die auf ihn gesetzten hochgespannten Erwartungen durchaus erfüllt. Es ist ein gefährlich Ding, nach einmaligem Hören diese umfangreiche und keineswegs der Tiefe entbehrende Partitur zu beurtheilen, und gar viele Schönheiten müssen unter solchen Verhältnissen selbst dem aufmerksamsten Zuhörer entgehen, aber eine klare Ansicht über den Gesammtwerth des Werkes kann man sich zweifellos trotz der schwülen Atmosphäre des Premièrenabends, trotz der Beklemmung bilden, welche über den Ausführenden naturgemäß liegt.

Das Publikum, welches alle Plätze des vornehmen Pergolatheaters dicht besetzt hielt, war aus den denkbar interessantesten Elementen zusammengesetzt. Schöne Frauen in reichen, mit Diamanten besetzten Toiletten füllten die Logen, während im Parquet die berühmtesten Musiker und Künstler Italiens vertreten waren.

Mit dem von den Herren Targioni-Tozzetti und Menasci verfaßten Text nach Erckmann-Chatrians weltberühmtem Roman und Schauspiel wollen wir uns nicht allzulange aufhalten. Bemerkenswerth ist, daß in der Oper den Inhalt des ersten Aktes die Versteigerung der Wiese bildet, welche dem Johann Rantzau zugeschlagen wird und den Haß der Brüder verursacht. Im Schauspiel ist dies als Vorgeschichte behandelt. Im zweiten Akte beschließt Johann, die Hand seiner Tochter Luise dem Oberförster Lebel zu geben, und beauftragt den Schullehrer Florentius, ihr dies mitzutheilen. Nach einer äußerst charakteristischen Szene, in welcher Johann und seine Freunde beim Singen des Kyrie eleison von einer Art Katzenmusik Jakobs gestört werden, eröffnet Florentius Luisen den väterlichen Willen. Sie weigert sich, Johann Rantzau kommt dazu, und will seine Tochter in einer heftigen Auseinandersetzung zwingen, sich dem Lebel zu verloben. Mit der abermaligen Weigerung Luisens schließt der Akt. Sie wird im weiteren Verlauf krank vor Liebesgram. Freundinnen nehmen sich ihrer an und unterrichten Jakob Rantzau von der Neigung seines Sohnes Georg zu Luise. Es kommt zwischen Vater und Sohn zu einer erregten Aussprache. Georg wendet sich in seinen Nöthen an Florentius und fordert Lebel zum Duell. Dem über die Krankheit seiner Tochter verzweifelten Johann räth Florentius, die Einwilligung zur Heirath Luisens mit Georg herbeizuführen, um die Tochter am Leben zu erhalten. Nach langem Seelenkampfe begehrt Johann Einlaß in das Haus seines Bruders Jakob. Der vierte Akt spielt im Hause des Letzteren. Florentius hat den Ehekontrakt aufgesetzt, nach welchem Johann niemals das Haus des jungen Paares betreten soll. Die noch fiebernde Luise erfährt von der hereinstürzenden Tochter des Schullehrers, daß Lebel und Georg sich schlagen. Georgs Erscheinen erlöst indeß Luise von dem jähen Schreck. Man schreitet zur Unterzeichnung des Vertrages. Georg weist entrüstet die Zumuthung von sich, sein Liebesglück durch die von seinem Vater gestellte Bedingung zu erlangen, und seinen rührenden Worten gelingt es, die feindlichen Brüder zu versöhnen.

Wenden wir uns nunmehr der Musik zu, welche Mascagni zu der Handlung geschrieben hat. Es ist vor Allem die große Originalität, welche gleich bei Beginn des Vorspiels hervorsticht und sich die ganze Oper hindurch erhält. Man hört aus jeder Note Mascagni und nur Mascagni. Einzelne Anklänge an „Cavalleria" und „Fritz" laufen mit unter, aber doch nur vorübergehend. Das Orchester ist mit großer Meisterschaft behandelt, und selbst die gefürchtete Dreschflegelbegleitung im zweiten Akt ist schonend hinter der Szene angedeutet. Tamtamschläge kommen gar nicht vor, und auch die Schlaginstrumente sind höchst sparsam angewendet. Der Schwerpunkt der Instrumentirung liegt im Quartett und in den Holzbläsern. Von großer Schönheit sind die Chöre. Sie wirken außerordentlich lebendig und schwungvoll. Den Sängern sind schwere, aber dankbare Aufgaben zugefallen. Ueber den Werth der neuen Oper wird viel gestritten werden, doch geht schon heute die allgemeine Ansicht dahin, daß „Die Rantzau" ein außerordentliches Werk, die Komposition eines musikalischen Genies sind. In der Partitur vereinigt sich eine Mischung von Frühlingsstimmung und Schwermuth, deren eigenartigem Zauber man sich nicht entziehen kann.

Die Aufführung war unter der Leitung des ausgezeichneten Kapellmeisters Ferrari in allen Punkten musterhaft. In den Erfolg des Abends theilten sich die Hauptdarsteller Frau Darclée und die Herren Battistini und de Lucia. Battistinis Leistung war besonders im zweiten Akte von hinreißender Wirkung. Die hohe Lage der Sopranrolle machte Frau Darclée stellenweise einige Noth, doch fand sie sich auch damit zurecht. Der Glockenchor im dritten Akt gerieth zu hoch. Die Hervorrufe Mascagnis vertheilten sich also: acht nach dem ersten, sieben nach dem zweiten, elf nach dem dritten und zehn nach dem vierten Akte. Wiederholt wurden das erste und zweite Finale, der Chor am Brunnen, die Romanze des Tenors im dritten Akte und das Intermezzo (Einleitung zum vierten Akt). Die Oper dauert im Ganzen etwa 2¼ Stunden. Sehr störend waren die geschmacklosen Wiederholungen, die endlosen Zwischenakte und eine recht dürftige, stimmungslose Inszenirung. Wann wird man endlich in Italien den Posten eines Regisseurs schaffen? Gerade die Opern Mascagnis bedürfen der sorgfältigsten Inszenirung, um die volle Wirkung auszuüben.

e. m.